

abrikate
gut und billig!
Nickel, 25 schnd.
von Mk. 6.— an,
Silber, gestempelt,
rand, v. Mk. 10.—
Weckerleucht, von
2.25 an, 1. Qual.
Mk. 2.70 an, Ro-
leur, Nusskaten, v.
7.50 an, Preisbuch
so Abbitung gratis
Nichtpassend-
umgetauscht oder
zurückbezahlt
ecker,
und Versandt.
Nuss. Mo.
Garantiert.

elm.
kommen
arbeiten
bestens
chröder
raße 8.

tragen, sowie
Nebel blick
Zahlung.
Hofstraße 21.
Siegel und
Zettelherbe-
reite, Tafel-
Klogbahn 14.

asse
vereins
Hr.
Hofstraße 28:
nung

entlastung des
onsaufschusses.
rstand.
und hat sich
Stimmber-

heit“
inland.)
5 1/2 Uhr.
genhaus:

Dresden
schen u.
ngen,
bund Rheinland
Sangeslust
Turnvereins

chen.
50 Pfg.
omitee,

arren.
auf Lager,
60 Mark.
schlen. —
Stück), nach
te.

Freie Presse.

Organ für das werktätige Volk von Rheinland und Westfalen.

Nebst Sonntags-Beilage „Die Neue Welt.“

Erscheint jeden Nachmittag außer Sonntag.
Abonnementpreis: 1,80 Mk. pro Quartal, 60 Pfg. pro Monat in
Elberfeld-Barmen, bei den auswärtigen Agenturen 70 Pfg.
Bei der Post unter Nr. 2543 2 Mark pro Quartal.
Einzel-Exemplar 10 Pfg.

Haupt-Expedition und Redaktion:
Elberfeld, kleine Hohenstraße Nr. 10.
Filial-Expedition:
Barmen, Altenmarkt 6.
Telegraphen-Adresse: Freipress Elberfeld.

Anzeigen: Die 7 gespaltene Petitzeile 15 Pfg., Arbeits- und Stellen-
gesuche 10 Pfg.
Reklamen werden nicht angenommen.
Größere Annoncen-Aufträge erbitten wir einen Tag vor Erscheinen
der betreffenden Ausgabe, kleinere bis 10 Uhr Vormittags.

Nr. 57.

Elberfeld-Barmen, Mittwoch, den 8. März 1899

15. Jahrg.

Die Sozialdemokratie und das Heer.

I.
Man hat sich in den letzten Jahren in der sozial-
demokratischen Partei an Erscheinungen gewöhnt, die noch
vor einigen Jahren genügt, um als feigerische bezeichnet
zu werden. So sehr legte sich f. B. besonders unter der
Herrschaft des Sozialistengesetzes in den Verhältnissen be-
gründet war, so sehr sind wir der Meinung, daß heute
dem Heere halten zu brauchen. Wir sind der Ansicht,
daß auch bezüglich dieser Diskussion ein „Sich ausleben“
platz greifen muß und wird.

Trotzdem früher vielfach an den baldigen Zusammen-
bruch der bürgerlichen Gesellschaft geglaubt wurde, glaubte
man doch noch vor 10 Jahren nicht daran, daß unsere
Partei ziffermäßig einen so mächtigen Aufschwung
nehmen werde. Das ist anders gekommen; die kapitalistische
Gesellschaft zeigt vorläufig noch keine Neigung, ihren
eigenen Todestag in Aktion treten zu lassen. Da-
gegen ist durch die 2 1/2 Millionen Stimmen und durch die
in Abgeordneten unsere Partei gezwungen, überall praktisch
mitzuarbeiten. Mit der Stärke der Partei ist aber auch
die Verantwortung über ihre Tätigkeit gewachsen.

Deffen ist sich die Partei in ihrer Gesamtheit bewußt.
Es fragt sich nur: Wie weit haben wir in unserer Mit-
arbeit zu gehen? Wie weit geht die Verantwortung der
Partei? Daraus allein resultieren die Meinungs-
verschiedenheiten, denn in Bezug auf das Endziel sind
sie ja alle einig. Dennoch können wir diese Meinungs-
verschiedenheiten nicht für so unbedeutend halten. Die
Frage nach der Verantwortlichkeit der Partei klingt näm-
lich recht oft — wenn auch nicht in der Form, so doch
tatsächlich — in die Frage nach der Verantwortlichkeit
gegenüber dem heutigen Staat aus, gegenüber der-
selben Gesellschaft, von der wir immer behaupten, daß an
die nicht zu reformieren sei, sondern daß sie von Grund
auf umgeändert, ihr ein neues, ein sozialistisches Funda-
ment gegeben werden müsse.

Die Frage nach der Verantwortlichkeit gegenüber dem
heutigen Staat muß dann naturgemäß auch am deutlichsten
da zum Ausdruck kommen, wo der heutige Staat seine
festeste Stütze hat: in dem Militarismus.

Recht lehrreiche Erörterungen sind es nun, welche die
Diskussion zwischen Schippel und Kautsky über
die Militärfrage in der „Neuen Zeit“ hervorgebracht
hat. Schippel will als Realpolitiker mit den landläufigen
Militärvorstellungen grundsätzlich aufräumen, da diese ja doch
Utopien seien. Er beruft sich dabei immer wieder auf
Friedrich Engels, der für die Gegenwart „nie recht an
die Ueberlegenheit des Militärsystems glaubt“, ja, wie
Schippel meint, „jedem gefordert und in irgend einem
Schlussatz ausgelegte Militärsystem jederzeit ausdrücklich
abgelehnt“ habe.

Die Einwendungen Schippels gegen diese Militärvor-
stellungen sind in der Hauptsache folgende: Der radikalste
Militarist wird ohne festen Kern von Berufssoldaten —
Offizieren und Unteroffizieren — und einem festen Stamm
von Soldaten nicht auskommen. Auch wegen der Störungen

im Verlaufe sei es nicht zu wünschen, daß die jungen Leute
zu den Übungen in jedem Jahr einige Wochen heran-
gezogen werden, sondern sie machten die Geschichte dann
doch besser auf einmal hintereinander ab. Ränger als
ein Jahr Dienstzeit hält auch Schippel nicht für nötig.
Die Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit sei über-
haupt ein sehr fragwürdiges Experiment, da die zur Aus-
bildung zu verwendenden gedienten Unteroffiziere einen
Geist in die Zukunftssoldaten pflanzen würden, der viel
schlimmer sei, als der heutige Militarismus. Die Forderung
der Volksbewaffnung hält Schippel gleichfalls für ein
Volksverderbungsversuch. Wenn jeder Volkskrieger
seine Waffe zu Hause habe, so würde man für den Ernst-
fall gleich für jeden noch eine Reservebewaffe zurecht legen
müssen. Das aber würde zu kostspielig werden, denn „die
Kulturaufgaben leiden schon ohnedies genug.“ Das merk-
würdigste aber, was Schippel aufführt, ist die Behauptung,
die unproduktiven Aufwendungen für militärische Zwecke
seien eine Erleichterung des ökonomischen Druckes. Jede
Gesellschaft der „Leberproduktion“ werde nicht belastet,
sondern entlastet, wenn die Produktion relativ geschwächt,
die Konsumtion relativ gestärkt werde. Bemerkung mag aus-
drücklich noch sein, daß Schippel als „Endziel“ an dem
Volksheer festhält. Er ist der Meinung, daß das heutige
Heer sich schließlich zu einem wirklichen Volksheer — in
dem Sinne wie oben angegeben — ausbilden werde.
Denn ein Berufsheer sei ja das heutige schon nicht mehr,
die Dienstzeit sei schon auf zwei Jahre verkürzt, der
Garnisonsdienst habe dadurch nachgelassen und nur ein
Zweil der Offiziere und Unteroffiziere — siehe Reserve-
Offiziere und Unteroffiziere — seien Berufsleute. Es
komme also nur auf die Weiterentwicklung in dieser
Richtung an und in dem Sinne ist auch Schippel „militä-
gläubig.“

Sogar bezüglich der inneren Politik, die unter Um-
ständen die Finte auf „Water und Mutter und vaterlands-
lose Gesellen“ schießen läßt, glaubt Schippel sich leicht be-
rathen zu können. Wieder beruft er sich auf Engels,
welcher den Fortschrittler der 60er Jahre zurief: „Hat
man A. gesagt, muß man auch B. sagen. Schreibt man
Preußens Größe u. europäische Machtstellung auf seine
Fahne, so muß man auch die nötigen Mittel dazu be-
willigen.“ Es blieb ihnen nichts anders übrig, „als die
Armeevergrößerung in der einen oder anderen Form anzu-
erkennen und ihre Bedenken wegen Staatsstreichen
für sich zu behalten.“ Schippel meint also, Engels
habe sich über die Fortschrittler lustig gemacht, daß sie eine
Armeevergrößerung bloß darum verweigerten, weil eine
Stärkung der Reaktion dadurch zu erwarten sei. „Was
hätte die Fortschrittspartei nicht alles herausgeschlagen
können, wenn sie die Sache nicht knauserte, sondern als
Spekulation aufgeführt hätte?“ Also Volksrechte gegen
Kanonendonner, würde man heute nach dem Falle
heine sagen. Schippel redet in unbedeutender Weise
dem politischen Handel das Wort. Seine Ausführungen
auf dem Hamburger Parteitag waren ja freilich schon
deutlich genug, immerhin aber glückte es damals, die un-
lieblichen Kritiker zum Schweigen zu bringen durch die
Erklärung: Schippel hat ja nur vom Standpunkt der
bürgerlichen Gesellschaft seine Bemerkungen gemacht.
Heute liegt es schwarz auf weiß vor uns, daß Schippel
seine angeblich vom Standpunkt des Bürgerthums aus-

gesprochenen Grundsätze auch auf die Sozialdemokratie
übertragen will.

Kautsky antwortet darauf mit Recht, daß Schippel sich
für seine Anschauungen zu Unrecht auf Engels berufe.
Engels habe die hier in Frage kommende Broschüre vom
Standpunkt der Fortschrittspartei in der Conspirations-
periode geschrieben. Er habe dieser gezeigt, was sie thun müßte
und habe die Fortschrittler dann verhöhnt, weil sie Demo-
kraten und zugleich gute Patrioten sein wollten.

Aber auch Kautsky ist der Meinung, daß, da die
Kriegsbedrohung einem stetigen Wandel unterworfen ist, das
Militärsystem nicht überall und zu allen Zeiten dasselbe
sein kann. Es ist, so sagt Kautsky, die dem Wesen der
Demokratie angepaßte Heeresverfassung, die Demokratie
„aber hat zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen
Ländern einen verschiedenen Charakter.“ Die Sachleute
werden ein gewichtiges Wortlein mitzusprechen haben.
Auch wird das Militärheer dem sachmännischen Leiter und
Organisator viel schwerere Aufgaben stellen, als das Be-
rufsheer. — Kautsky findet nun gleichfalls, daß das
Wesen der Miliz vereinbar mit dem Verfassungsoffi-
zier ist, denn wäre das nicht der Fall, „so gäbe das
allerdings einen erheblichen Einwand gegen sie (die Miliz).
Denn das Kriegshandwerk ist heute eine Kunst und eine Wissen-
schaft geworden, die man nicht dilettantisch betreiben
darf, will man Meister werden.“

Dagegen hält Kautsky aber an der Volksbewaffnung
als ein wichtiges Postulat des Volksheeres fest, denn sie
erst beweist, „daß das Volk völlig Herr ist in seinem
eigenen Hause und die Regierung seine Diener“; ferner,
an der Jugend erziehung zum Soldatendienst,
wobei er betont, daß die Heere doch nicht gerade ge-
dienten Offiziere zu sein brauchen, man könne ja z. B.
Turnlehrer dazu nehmen. Endlich zeigt Kautsky, daß
das Wesen der Miliz darin besteht, daß der privilegierte
Offiziersstand verschwindet, die Trennung des Volkes in
Civil und Militär beseitigt und das Wehrhafte gemachte
Volk identisch mit dem Heere ist. Bezüglich Schippels
Anschauung, daß sich das heutige Heer zu einem wirklichen
Volksheer von innen heraus entwickeln werde und die
allgemeine Wehrpflicht und die 2-jährige Dienstzeit schon
einen guten Schritt auf diesem Wege bedeuten, weist
Kautsky darauf hin, daß wir seit den sogenannten Be-
freiungskriegen in dieser Beziehung gar keinen Fortschritt
sondern nur ein Hin- und Herpendeln zwischen der
2 und 3-jährigen Dienstzeit zu verzeichnen haben. Er
glaubt also nicht an diese Entwicklung und will, daß
wir den Militarismus gerade so bekämpfen, wie wir den
Kapitalismus bekämpfen, d. h. durch Organisation des
Proletariats bis zur Erringung der politischen Macht,
welche erst den Sieg verbürgt.

Somit Kautsky. Den letzten Argumenten schließen,
wir uns ohne Weiteres an. Dagegen will uns scheinen,
daß Kautsky die Schippelschen Einwände gegen die Volks-
bewaffnung, d. h. daß jeder Wehrfähige seine Waffe zu
Hause haben soll, sowie gegen die militärische Jugend-
erziehung nicht genügend widerlegt hat. Und doch hat
Kautsky Schippel weitgehende Konzessionen gemacht; er
hat Berufsoffiziere- und Unteroffiziersanerkennung und
damit gleichfalls ein Stück Militäromantik begraben.

Welche Schlussfolgerungen wir aus der Diskussion
ziehen, werden wir im nächsten Artikel zeigen.

Kann das deutsche Volk mehr Zucker verbrauchen?

Wp. Die wahnwitzige Steuer-, Zoll- und Prämien-
wirtschaft hat bereits in der Zuckerindustrie zu solcher
tollen Ergebnissen geführt, daß Niemand mehr mag,
sie grundtätig zu vertheidigen. Selbst Herr Baasche
hat in den widerlichen Schenkaufsalat seiner handels-
und finanzpolitischen Redensarten geglaubt hinein-
fügen zu müssen, daß er für die Abschaffung der
Zuckersteuer stimmen würde, wenn er sicher
wäre, daß das deutsche Volk mehr Zucker verbrauchen
könnte. Daß das deutsche Volk mehr Steuern tragen
kann, daran zweifeln diese Herren nie, nur wenn es
sich um den Verbrauch des Volkes handelt, dann sind
sie in lauter Angst, daß das Volk sich nicht etwa
überfüttere. Eine blühende Antwort auf diese Be-
denken bezüglich des Zuckers geben folgende Zahlen:
Es betrug der jährliche Zuckerverbrauch per Kopf
der Bevölkerung in Kilogramm:

Land	1870	1875	1880	1885
	bis 1874	bis 1879	bis 1884	bis 1889
Großbritannien u. Irland	22,6	26,4	31,3	32,6
Vereinigte Staaten	17,6	16,8	21,8	24,5
Schweiz	6,7	9,2	11,4	16,2
Dänemark	12,0	12,2	14,5	16,2
Frankreich	7,8	8,5	12,0	10,7
Niederlande	8,6	9,5	11,9	9,8
Schweden	6,1	7,6	8,5	9,4
Deutschland	6,7	6,4	7,8	7,8

Danach verbraucht der Engländer viermal so viel
Zucker, als der Deutsche, der Amerikaner dreimal
soviel u. s. und sie befinden sich alle recht wohl dabei.
Deutschland, der Hauptproduzent von Rübenzucker,
nimmt in unserer Tabelle die letzte Stelle ein. Noch
interessanter aber ist der Vergleich der Entwicklung
des Zuckerconsums. Der Engländer, der bereits
vor 20 Jahren dreimal soviel Zucker verbrauchte, als
der Deutsche jetzt, hat während dieses Zeitraumes
noch 10 Kilogramm angelegt, während in Deutsch-
land der Zuckerconsum nur um 1,1 Kilogramm ge-
stiegen ist, der Amerikaner hat 7 Kilogramm zuge-
setzt u. s. Nun sagt man, das seien von Natur aus
zum Zuckergenuß disponierte Völker. Aber unsere
Tabelle führt noch eine große Anzahl von Ländern
an, deren Zuckergenuß verhältnismäßig gering ist.
Der Schweizer verbrauchte zu Anfang des angegebenen
Zeitraumes genau so viel Zucker als der Deutsche —
6,7 Kilogramm — zum Schluss erreicht er aber bereits
16,2 Kilogramm, während Deutschland 7,8 ver-
zeichnet; Schweden verbrauchte früher weniger Zucker
als Deutschland, jetzt verbraucht es mehr. Warum
soll der Deutsche nicht auch ein Stück Zucker mehr
in seine Kaffeetasse stecken können, wie jeder Andere?
Nein, an der Konsumfähigkeit liegt es nicht, sondern
an den Steuern, und daher kommt es, daß die
Länder, welche den meisten Zucker produzieren, ihn am
wenigsten genießen, und diejenigen, den billigsten
Zucker haben, die ihn erst über den Ozean aus der
Fremde zu sich kommen lassen.

Der Codeskarren.

Erzählung von Friedrich Thieme.
(Nachdruck verboten.)

3) (Fortsetzung.)

„Nicht wahr, das erscheint Ihnen komisch bei
einem Hünen, wie ich es bin? Aber es ist in
der That richtig, ich gehe auf drei Monate nach
Wiesbaden, der Arzt will es durchaus haben.“

„So, so“, erwiderte die Gräfin mit leiser
Fronte. „Ich beneide Sie, Saventoff. Drei
Monate in dem herrlichen Wiesbaden, während
wir hier vor der schrecklichen Seuche zittern. Dort
können Sie ohne Furcht vor ihr leben, Sie Glück-
licher.“

„Ah, daß die Cholera“, warf der Beamte mit
erschütterter Verachtung ein.

„Sie wollen doch nicht etwa behaupten, mein
Freund, daß Sie sich gar nicht vor der Cholera
fürchten?“

„Im, wenn auch das nicht, indessen —“

„So ganz egal ist es Ihnen auch nicht, wie?“
Feodora lachte hell. „D, Sie Hölle“, rief sie
neidisch, ihren Kopf schmerzhaft mit dem Finger auf
die Wangen schlagend, „ich verheiß Sie. Es ist
Ihnen außerordentlich unangenehm, daß Sie gerade
in so schwerer Zeit von Ihrem Posten weichen
müssen, aber wenn der Arzt absolut auf seinem
Willen besteht —“

Saventoff nickte schmunzelnd.

„Trotzdem gehe ich ungern“, meinte er in ele-
gischem Tone. „Und wissen Sie warum, Gräfin?“

„Kun?“

„Weil ich dann von Ihnen scheiden muß, schöne
Frau.“

Gräfin Schernianski lächelte.

„Sie glauben mir nicht? D, theure Freundin,
„Sie glauben mir nicht? D, theure Freundin,

ich verstehe Sie, daß der Grund von Ihnen
mir schwerer fällt, als selbst derjenige von meiner
alten Mutter — ich werde Ihre liebevolle Ge-
sellschaft schmerzhaft vermissen, ich werde unendlich
schwerlich sein ohne Sie.“

In diesem Augenblick war es, daß quert in
dem Kopfe der majestätischen Frau eine seltene
abenteuerliche Idee aufstiege. Etwas seltsam
fiel einem Moment das Haupt.

„Sie scheinen betrübt, meine Gräfin?“
Sie hatte sich bereits wieder gefast. Selbst
ein scharfer Beobachter, als der Polizeimeister,
hätte nicht wahrnehmen können, daß ihre Ge-
danken, wahrhaftig, die Unterhaltung angestrengt
liebhaft mit ihm fortsetzte, einen ganz anderen
Ebenso nahmen, daß sie mit nervösem Eifer einem
flüchtigen Plan als verzweifelter Plan nach-
grübelte. Ivan Sidorowitsch war verloren, nur
eine verwerfliche That vermochte ihn zu retten.

„Die Trennung von Ihnen reißt mir zu nahe,
mein Freund“, entgegnete sie scherzhaft. „In der
That“, setzte sie ernst hinzu, „ich werde Sie ver-
missen. Wann reisen Sie?“

„Morgen Abend.“

„So bald schon?“

„So bald. Und meine Abreise geht Ihnen
wirklich nahe? Wie mich das beflüßt, Feodora.“
Er ergriff ihre Hand, die sie ihm gegen ihre
sonstige Gewohnheit willig überließ.

„Feodora“, rief er mit schwachendem Aufblick,
wenn ich den Trost mit mir nehmen dürfte, in
Ihnen mehr als eine Freundin zurückzulassen?“

Er sah gelächelt zu ihr auf.

Sie schien wunderbar weise gestimmt.

„Sagen Sie uns heute nicht davon sprechen“,

erwiderte sie sanft. „Wir haben noch Zeit genug
da u.“

Sie richtete sich hoch empor und blickte ihn
präfend an.

„Was würden Sie sagen, lieber Freund, wenn
auch ich nach Wiesbaden reiste?“

Der Polizeimeister nickte einen Jubelruf aus.

„Feodora.“

„Er wollte sie umfassen, doch sie entzog sich ihm
freundlich.“

„Halt, mein Herr — deuten Sie meinen Ent-
schluß nicht falsch. Neben wir offen zusammen.
Sie fürchten die Seuche, ich auch — es ist besser,
ihren Verlauf in der Ferne abzuwarten als hier.“

„Besser haben Sie keinen Beweggrund?“

„Belleidlich — darüber gestatte ich Ihnen, mich
erst in Wiesbaden zu unterrichten.“

„Das will ich, Gräfin, lese ich doch die Hoff-
nung in Ihrem Lächeln. Wann darf ich erwarten,
Sie dort zu begrüßen?“

„Ich reise mit demselben Zuge, vorausgesetzt,
daß es mir gelingt, eine mir sehr am Herzen
liegende Angelegenheit bis dahin zu ordnen.“

„Welche, wenn man fragen darf?“

„Ein junger Verwandter von mir aus armer
Familie ist zum Soldaten ausgehoben worden.
Derselbe wünscht ins Ausland zu gehen, um in
das Geschäft seines in Paris etablirten Bruders
einzutreten. Leider ist sein Besuch nicht geneh-
migt worden. Er hat Einberufungsordere erhalten.
Der junge Mann ist untröstlich, man muß be-
schränken, daß er sich das Leben nimmt. Seine
schwache Gesundheit ist den Anforderungen des
strengen Dienstes nicht gewachsen. So steht er
alle seine Zukunftspläne vernichtet, ich möchte ihm
gern helfen, habe ihm sogar bestimmte Verspre-
chungen gemacht. Können Sie mir nicht einen
guten Rath geben, mein Freund?“

Der Polizeimeister juckte die Achseln.

„Eine fatale Geschichte“, erklärte er nachdenklich.

„Gäßen Sie mir eher Vertrauen geschenkt, Feodora,
so hätte ich etwas thun lassen. Wie heißt der
junge Mann?“

„Winski Janus.“

„Im — Saventoff überlegte. „Leider habe ich
gar keine Zeit mehr —“

„Bleibe Saventoff“, hat die Gräfin schmeichelnd.

„Wenn ich ein n guten Rath geben soll, so ist
es der, daß Ihr Schützling sich so bald als mög-
lich aus dem Staube macht.“

„Ohne Paß wird er nicht weit kommen — um
so weniger, als an der Grenze in Folge der
Cholerafurcht die Wachen verdoppelt sind.“

„Das ist richtig.“

„Wenn Sie ihm nur einen Paß verschaffen
könnten?“

Saventoff trommelte erregt mit den Fingern
auf der Tafel.

„Es geht nicht —“

„Wenn ich Sie recht innig bitte“, flehte die
reißende junge Wittwe. „Ihnen ist das doch eine
Kleinigkeit.“

„Und wenn es herauskommt —?“

„Es kommt nicht heraus. Winski Janus braucht
gar nicht zu erfahren, durch wen er das Doku-
ment erhalten hat. Und ich — sie preßte be-
theuernd die weiße Hand auf das Herz.“

„D, was das betrifft, so pasten manchmal
noch schlimmere Dinge“, sagte Saventoff vorlegen.
„Nur fürchte ich, der Paß wird nicht einmal ge-
nügen, um die Flucht Ihres Verwandten zu sichern.
Wenn er erkannt wird, schlägt ihm der Paß keines-
wegs vor Ergriffung. Unsere Polizei ist die mis-
trauischste von der Welt, Gräfin. Der Paß wäre
das Wenigste, aber ich möchte die Sicherheit haben,
daß Ihr Protegé ungehindert die Grenze erreicht,
denn würde er verhaftet, so könnten mir bedenk-
liche Angelegenheiten erwachsen.“

Die Gräfin wiegte kinnend das Haupt.

(Fortf. folgt).

NB. Karten im Vorverkauf à 25 Pfg. sind bei den Genossen sowie in den bekannten Restaurationen und Handlungen zu haben.

4)
„Es ge
koff, wan
„Mit
Abends.“
„Allein
„Mit e
„Gut,
einem Vor
und nehme
mit. In
anf Hten
Flucht be
„Das
am Derge
„Sehr.
Der P
Sessel bin
„Wilt
wissen.“
nehme ich
Er wird
Thun S
Sache, er
Ihn, er
der Ihn
engagirt
Es gel
Chernia
beter für
„Schid
ment H
Ihres P